

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 9 (1919)  
**Heft:** 14

**Artikel:** Die Königschmieds [Fortsetzung]  
**Autor:** Moeschlin, Felix  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636135>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

5. April 1919

## □ □ Die junge Mutter. □ □

Von Friedrich Hebbel.

Sie hat ein Kind geboren,  
Zu höchster Lust in tiefstem Leid,  
Und ist nun ganz verloren  
In seine stumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,  
So daß sie's eben küssen mag  
Und ohne Laut und Klage  
Neigt es sein Haupt am dritten Tag.

Und wie es still erblaßte,  
So trägt sie still den heil'gen Schmerz,  
Und eh sie's ganz noch faßte,  
Daß es dahin ist, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienstengel,  
Sonst tritt aus einem finstern Tor,  
Er ging, der Codesengel,  
Aus ihrem eignen Schoß hervor.

## ≡ ≡ Die Königsmieds. ≡ ≡

Roman von Felix Moeschlin.

14

Von da an fuhr er wieder öfters beim „weißen Lamm“ vor. Doch auf der Heimfahrt sagte er mehr als einmal zu sich selbst: und ich heirate doch die Fini.

Aber eines schönen Tages sagte er das nicht mehr. Da hatte ihm Lydia zugeflüstert, daß sie etwas erwarte, was ein Mädchen lieber bis nach der Hochzeit verspart. Er hatte ein Gesicht gemacht, als sähe er einen Menschen mit drei Köpfen. Bis jetzt waren noch alle seine Liebeleien so gut abgelaufen, daß er nicht an diese Möglichkeit gedacht hatte. Aber die Tatsache stand kalt und unverwundlich da und war nicht mehr tot zu kriegen. Und sie bedeutete, daß er Lydia heiraten müsse. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, anders handeln zu wollen. Dazu saß ihm die gute, wahrhaftige Bauernsitte doch zu stark im Leib. Und der alte Hintfschi hätte auch nicht mit sich spassen lassen.

Das Unglück war nicht so groß, wenn er es recht bedachte. Vielleicht war es sogar besser so, als wenn er die Fini heiratete. Der Vater, dem er die plötzliche Geschichte in der Hauptsache mitteilte, stimmte ihm bei. Er freute sich sogar noch halb und halb darüber, daß sein Bub keiner von den Halbblutigen sei und erinnerte sich mit Vergnügen an seine eigene waghallige Heiratskunst. Und er sagte sich: wenn er sie nicht liebte, so hätte er sie nicht genommen. Und wenn sie ihn nicht liebte, so hätte sie sich nicht gegeben. Demnach ist alles in Ordnung, wie anno damals bei mir und der Marei

jelig. Und er rechnete aus, daß Hintfschis Lydia mehr in die Ehe bringe als die Fini. Und das dünkte ihn so recht die Stimme Gottes zu sein und besser als die bischöfliche Approbation und der päpstliche Segen.

Marei aber schalt und weinte. Viktor nahm es sich nicht allzusehr zu Herzen. Er fürchtete sich mehr vor Fini, die immer noch nichts wußte.

Da traf er sie auf dem Felde. Mit einem plötzlichen, verzweifelten Entschlusse riß er ihr ganzes Zukunftsfreudenhäus zusammen:

„Fini, ich kann dich nicht heiraten!“

Fini starrte ihn an und fühlte sich so unfähig, eine Regung zu tun, daß sie nicht einmal das glückliche Lächeln weglegen konnte, das auf ihre Züge gekommen war, als sie ihn erblickt hatte. Und das Lächeln sah jetzt so schrecklich aus, daß Viktor auf die Seite schauen mußte, um fortfahren zu können:

„Ich muß eine andere heiraten, sonst kommt sie in die Schande. Du begreifst, ich muß. Das begreifst du doch?“

Fini wollte erst sagen, daß sie das nicht begreife. Denn sie dachte, daß er die andere nicht heiraten dürfe, sonst kämen sie zwei ins Unglück, und dann wären zwei zugrunde gerichtet und das sicher und nicht nur eine. Aber die Gedanken waren doch nicht so überzeugungskräftig und selbst-

sicher, daß sie die Kraft gefunden hätte, sie auszusprechen. So schwieg sie.

Und Viktor sagte wieder:

„Wenn man ein Mädchen in die Schande gebracht hat, dann muß man es heiraten. Sag, daß du das auch recht findest und daß man es tun muß, wenn man nicht ein miserabler Lump ist.“

Diesmal antwortete sie und es war ihr als höre sie jemand anders reden:

„Ja, man muß.“

Und Viktor fuhr fort:

„Und sag', daß du mir verzeihst.“

Er fiel dabei vor ihr auf die Knie.

Fini fühlte trotz ihrer Verzweiflung etwas in ihr aufsteigen, das zu einem Lächeln werden wollte. Was sprach er vom Verzeihen, da doch nichts zu ändern war? Und sie haßte ja nicht, sie machte ja keine Vorwürfe, sie nahm alles hin wie ein Gewitter mit Donner und Blitz, das über einen kommt und gegen das man sich nicht wehren kann. Aber es muß ihr dann auch niemand verwehren, dran zu sterben aus Gram und Verzweiflung. Und er sprach von Verzeihen! Zum Lächeln, wenn's nicht so traurig wäre. Aber sie sah seine Qual zu ihren Füßen und sprach:

„Ich verzeihe dir.“

Dank, Dank,“ stammelte er und küßte den Saum ihres Rockes.

Und wieder fühlte sie das Lächeln in ihr aufsteigen. Denn in diesem Augenblicke wußte sie klar und sicher, daß diese seine Sünde die Strafe nach sich ziehen muß, ganz gleich, ob sie verzeiht oder flucht. Und daß sie selbst die Hälfte der Strafe tragen muß, ohne etwas dafür zu können. Die schlimmen Früchte werden herauswachsen, mit der gleichen Folgerichtigkeit wie der Hafer aus der Hafersaat, wie die Äpfel aus den Zweigen des Äpfelbaumes. Wußte er denn das nicht, daß er so sehr um ihre Verzeihung flehte?

Sie spürte noch, daß er sie auf den Mund küßte, dann stand sie allein auf dem Feldweg.

Sie mußte sich besinnen, was denn geschehen war. Hatte er nicht gesagt, daß er eine andere heiraten müsse? ja, das hatte er gesagt. Wen denn? Die Lydia aus dem „weißen Lamm“? Es war ihr ja mit schadenfrohen Mienen zugegangen worden, daß er viel mit ihr zusammen sitze, aber sie hatte es nicht geglaubt.

Es war ja gleich, ob es die Lydia war oder eine andere. Für sie kam es auf dasselbe heraus. Nun würde sie nie seine Frau werden. Nie!

Sie fühlte sich so schwach, daß sie sich setzen mußte. Dabei merkte sie, daß sie etwas in der rechten Hand halte, etwas Hartes, Mundes, Holziges. Ach so, eine Haue. Wie kam denn die in ihre Hand? Gibt man einem eine Haue ins Grab mit?

Aber sie lag ja nicht im Grab. Sie saß an einem Feldweg zwischen Vorderwil und Hinterwil. Und sie war von zu Hause weggegangen, um Unkraut auszujäten. Ja, das war sie. Und dann hatte sie den Viktor getroffen. Und dann war das Unglück über sie gekommen. Und jetzt konnte sie das Ausjäten getrost bleiben lassen, es hatte keinen Sinn mehr. Wahrhaftig, es hatte keinen Sinn mehr. Denn sie

würde doch bald sterben. Was kümmerte sie sich da noch um Kraut oder Rüben.

Und sie stand mühsam auf und ging langsam und schwer gegen das Dorf zurück. Die Haue ließ sie liegen.

Fini wartete auf den Tod. Jeden Tag meinte sie, nun müsse sie sterben. Aber sie starb nicht. Erst verwunderte sie sich darüber, dann gewöhnte sie sich langsam daran und schließlich war sie sogar ein ganz klein wenig gespannt darauf, was sie denn wohl tun werde, nachdem ihr doch der eigentliche Lebenszweck verloren gegangen sei. Wer weiß, vielleicht kam sie doch noch einmal mit Viktor zusammen. Die Frau konnte ja sterben und sie hatte Zeit, zu warten.

Marei, Viktors Schwester, schickte sich nicht so ruhig drein. Sie fuhr immer noch wie ein Teufel im Haus herum und hatte mir nichts, dir nichts die Augen voll Wasser. Und dann wieder hielt sie ihrem Bruder die längsten Predigten. Aber es half alles gleich wenig.

Schließlich hatte Viktor ihr Aufbegehren satt.

„Ich heirate, punktum!“

„Ich bleibe keine Minute länger im Haus, wenn das Mensch durch die Türe kommt.“

„So geh!“

„Ja, ich werde gehen.“

Der Vater mischte sich drein.

„Nehmt Vernunft an. Einigkeit nährt, Uneinigkeit verzehrt. Und wohin willst du gehen, Marei, du kannst doch nicht Dienstmagd werden?“

„Warum nicht!“

„Sie wird zu ihrem Schulmeister gehen wollen,“ warf Viktor dazwischen.

„Zu welchem Schulmeister?“ fragte der Vater.

„He, zu ihrem Schatz.“

Der Vater beehrte auf.

„Hab' ich dir nicht verboten, mit ihm zu verkehren?“

„Doch, aber auf den 1. Oktober bekommt er eine Stelle in der Stadt, er hat es mir vorgestern geschrieben. Dann kannst du nichts mehr dagegen haben.“

„Ich will keinen Schulmeister zum Schwiegersohn. Ich duld's nicht.“

„Was hast du ihm denn vorzuwerfen?“

„Er hat die Schwindsucht,“ warf Viktor ein.

„Solltest dich schämen, Viktor, hast immer getan, als wärst du sein bester Freund, und nun fängst du so an.“

„Wie du mir, so ich dir.“

„Die Fini hast du verraten und nun verrätst du auch noch mich. Pfui, Viktor!“

Viktor schwieg. Aber der Vater fuhr um so lauter fort:

„Schlag dir den Urs aus dem Kopf, Marei, und wenn er auch in die Stadt kommt, ein Schulmeister bleibt seiner Lebtag ein Schulmeister und bringt's nie auf einen grünen Zweig. Und übrigens hab' ich auch mancherlei über ihn gehört: er gehe nicht mehr in die Kirche und schimpfe über die Religion. Er meint wohl, er sei gescheiter, als andere Leute, die noch an etwas glauben.“

„Deswegen ist er doch ein braver Mensch, braver als andere, die vor lauter Frommsein Pfarrer werden wollten.“

„Gehst das auf mich?“ rief Viktor.

„Das kannst du nehmen, wie du willst. Wenn dir der Hut paßt, so setz' ihn auf. Und meißt du, Vater, das sag'

ich dir offen: ich tu, was ich will. Ich bin volljährig. Ich hab' dir bis jetzt immer gefolgt. Aber nun hat's ein End. Ich weiß wohl, warum ihr gegen die Heirat seid. Ihr hättet es am liebsten, wenn ich meiner Lebtag auf dem Königshof bliebe, um für euch zu schinden und zu schaffen. Dann hättet ihr eine Hilfe, die nichts kostet als das Essen und alle zwei Jahre ein neues Kleid, wenn's gut geht. Und was ich als Erbteil zu erwarten habe, das bliebe euch auch. Aber so dumm bin ich nicht. Ich will auch wissen, wozu ich auf der Welt bin. Ich frag dich also nochmals, Vater: dürfen Urs und ich uns ins Kästchen hängen lassen, so daß wir in zwei Wochen Hochzeitsleute sind?"

„Meinen Segen kriegst du nicht.“

„So mach' ich's ohne ihn, wenn's mir schon leid tut. Und verdient habe ich's nicht. Gott weiß es. Aber heiraten tu ich den Urs.“

„Keinen Rappen kriegst du mit.“

„Um so besser, dann werden wir nicht habgierig. Aber ich heirat' auf alle Fälle!“

„Du wirst wohl müssen. Man sieht dir zwar noch nichts an, aber vielleicht brauchst's nicht mehr lange, bis du einem zeigst, was die Erde für eine Form hat.“

„Pui, Vater, du hast keinen Grund, deine Tochter schlecht zu machen. Du kannst dir an Viktors Braut genug sein lassen. Aber wahr ist's: ich muß, ja, ich muß heiraten. Aber nicht darum, weil ich mehr mit mir herumtrag, als ein lediges Mädchen mit sich herumtragen soll, sondern weil ich ihn lieb hab', und weil es mir immer zumute ist, als fehle mir die Hauptsach'. Ich habe es satt, allein neben der Deichsel herzulaufer. Und ich bin lang genug einsam im Bett gelegen und hab' mich hin und her gedreht und hab' nicht einschlafen können vor lauter Gedanken, die man nachher beichten muß, weil man noch nicht verheiratet ist. Und ich bin gesund und keine schlechte Rasse, glaub' ich. Und der Urs muß jemand haben, besonders jetzt dann in der Stadt, er ist gar ein Unpraktischer. Er kann sich ja nicht einmal ein Loch zunähen und wenn er den Kragenknopf eintun muß, geht's eine halbe Stunde oder noch länger. Und gut essen muß er nun endlich einmal. Die Schwindsucht hat er nicht, aber zuviel Hunger hat er gelitten. Und wenn er mich nicht hat, dann vergißt er vor lauter Studieren das Essen. Darum muß ich heiraten. Welt, Vater, das begreifst du?“

„So geh. Aber zurückkommen brauchst nicht mehr.“

„Bläst's aus dem Loch? Nun gut: ich hab' für euch geschafft von Kindesbeinen an, und viel Dank hab' ich nicht gekriegt, geschweige was anderes. Von meiner Jugend hab' ich nicht viel gehabt, so weit es auf euch angekommen ist. Der Viktor konnte tun, was er wollte und hatte es so gut wie der Herrgott in Frankreich. Aber wenn ich auch nicht im Welschland gewesen bin, ein wenig französisch kann ich doch. Und das will ich jetzt anwenden: Adieu!“

Und damit ging Marei hinaus in ihr Zimmer. Dort packte sie ihre Siebenfachen in ein Rößcherchen, zerschlug ihre tönernen Spardbüchse, raffte ein bescheidenes Häuflein Geld, das von ihrer Tante selig herrührte, zusammen und reiste ab. Zuerst mit der Post nach der Stadt, dann weiter mit der Eisenbahn und schließlich noch zwei Stunden zu Fuß. Und dann konnte sie ihrem Urs um den Hals fallen und das allerneueste mitteilen. Und da er nie viel Geschäftssinn



Karl Itzner: Das Codesröcklein.

gehabt hatte, machte ihm die verspielte Aussteuer keine Beschwerden. Und das fraglich gewordene Erbteil auch nicht. Und an Geldsorgen dachte er schon gar nicht.

Vier Wochen darauf machten sie Hochzeit. Und am 1. Oktober zogen sie wirklich in die Stadt, und Urs bekam an Stelle eines eben verstorbenen Lehrers ein vorläufiges Pensum von 24 Stunden. Sie meinten, sie säßen im Himmel, obwohl sich der in Wirklichkeit bloß als ein Logis mit zwei Zimmern darstellte, in denen es überdies noch ziemlich leer aussah, weil sie außer einem zweischläfigen Bett, das Urs aus seinem Vaterhause mitbekommen hatte, nicht viel Anelement erschwingen konnten. Marei lachte über diese aufgenötigte Weiträumigkeit und meinte scherzend, die Kinder hätten dann doch genügend Platz zum Spielen.

Auch Viktor feierte Hochzeit mit Schießen und Fressen und Saufen und Tanzen. Es war gerade, als hätten die beiden Schwiegerväter ihren Ehrgeiz dreingesezt, die Gäste allesamt betrunken zu machen, und sich das Wort gegeben, einem jeden zu einem verdorbenen Magen zu verhelfen. Am anderen Morgen fand man zwei im Straßengraben und einen dritten in einem fremden Backofen, wo er „Feurio“ schrie, als man zu heizen anfing. Und eine Kränzjungfrau fand man unter solchen Umständen, daß sie ihrer Lebtag einen zündroten Kopf bekam, wenn man sie daran erinnerte.

Viktor und Lydia machten eine Hochzeitsreise, die erste, die von Vorderwäldern unternommen wurde. Sie fuhren nach Luzern und staunten die hohen Berge an und das viele



Aus dem Unterengadin: Schuls mit Piz Pisoc.

Wasser dazwischen. Und dann betrachteten sie den Löwen, der ganz aus Stein ist und eine Lanze durch die Brust hat und aussieht wie ein lebendiger. Sie schifften auch nach dem Rütli hinüber und freuten sich, daß die drei Eidgenossen ihre liebe schweizerische Republik gegründet hatten. Besonders Yhdia tat groß damit, als könne sie etwas dafür, und sprach fortwährend von „unseren“ Vorfahren, als habe sie ganz vergessen, daß sie im Elsaß als eine Französin auf die Welt gekommen war und anno 71 die Nation zum erstenmal gewechselt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Wanderungen im Unterengadin.

Von Fr. Vogt.

### I. Auf der Fahrt ins Unterengadin.

Den Engadiner zeichnet ein tiefgewurzelter Heimatsinn zu seinem schönen Hochtale aus, wie er wohl nirgends sonst in diesem Maße anzutreffen ist. Wehmutsvoll singt er, wenn ihn das Schicksal in die Ferne reißt, in seinem klangvollen Romanisch:

« Ma bella val, mi' Engiadina,  
Adiou, sta bain, a bun ans vair;  
Adiou, allegra giuventüna,  
Vus chars compagns da tant plaschair;  
Adiou, vus flüms e clers auals,  
Adiou, blovs lais e verdas vals! . . . »

Zu deutsch:

„Mein schönes Tal, mein Engadin,  
Auf Wiederseh'n — ich fahr dahin!  
Leb wohl, du heller Jugendtag,  
Du Dorfgepiel aus blüh'ndem Hag;  
Leb wohl, mein Strom, du wilder Fall,  
Im grünen Grund du Seeeristall! . . .“

Und fürwahr, diese Heimatliebe lernt jeder verstehen, der einige Zeit das herrliche Alpental durchstreift, mit Land und Leuten bekannt wird. Der große Touristenstrom hat sich bisher hauptsächlich ins Oberengadin ergossen, abgesehen natürlich von jenen Tausenden von Kurbedürftigen, die bei den heilkräftigen Quellen von Schuls-Tarasp Heilung suchten.

Erst seit dem Sommer 1913 ist auch das Unterengadin dem Bahnverkehr erschlossen und nun leicht und mühelos zu erreichen. Die Folge dieser leichtern Verbindung ist aber bisher bei den Touristen wegen des Krieges noch zu wenig in Wirkung getreten. Das wird sich, nun dieses gräßliche Völkermorden endlich der Geschichte angehört, jedenfalls bald ändern. Und das Unterengadin verdient es. Freilich fehlt ihm der ausgesprochene, großartige hochalpine Charakter des Oberengadins, fehlen ihm die gleißenden, weit in die Niederungen vorstoßenden Gletscherzungen, fehlen die blauen, wie Wunder aus der Märchenwelt anmutenden Bergseen, traumschön in liebliche Auen gebettet. Es hat aber andere, nicht weniger reiche romantische Schönheiten, entzückende Natur- und Landschaftsbilder, die jeden Naturfreund fesseln.

Eine Fahrt ins weltberühmte Engadin ist immer ein Ereignis. Stets neue, überraschende Szenerien. Nirgends langweilige Gleichförmigkeit. Da fruchtbare, reichbevölkerte, burgenübersäte Täler, nun wilde, zerrissene, romantische Schluchten, jetzt hehre, hochalpine Bergwelt. Auch die Albulabahn selber fesselt durch ihre geschickte Anlage, die Biegung und Wellung des Geländes respektiert, durch Wunder der Technik, wie sie der Schmittentobel- und der Landwasser- viadukt repräsentieren. Erst durchs fruchtbare Rheintal nach Reichenau, nun in steiler Biegung, am heimgesuchten Bonaduz vorbei, hinein ins sagenumspinnene Domleschg, das klassische Land der Burgen und Ruinen, nun durch die schaurig-schöne Schynschlucht, über hohe Brücken, durch ungezählte Tunnel, vorbei am malerischen Tiefenkastel, dem alten Straßenknotenpunkt, nach Filisur. Jetzt schraubt sich die Bahn in Rehtunneln in den lieblichen Talleffel von Bergün. Stets Ausblicke und Rückblicke seltener Art. Und nun erst das interessanteste Bahnstück. In großartiger Entwicklung wird die letzte große Steigung vor dem Albulatunnel überwunden. Welch' kühne Trassierungen, Talübergänge, Viadukte! Vorbei ist die Poesie der Burgen und Ruinen, vorbei sind die lieblich fruchtbaren Gefilde. Hier umfaßt uns der Hauch des Hochgebirgs in seiner ganzen Schönheit und mächtigen Sprache. Oft ist man versucht, zum Züglein zu sprechen: „Verweile doch, es ist so schön!“ Aber unaufhaltsam rattert's und vollt's weiter, hinein ins schwarze Loch des Albulatunnels.

Und nun sind wir im Engadin, im lärchengrünen, idyllischen Beverfertal und bald bei Bevers in der offenen Talsohle, in die die silberweißen Spitzen der wunderbaren Berninagruppe im Spätglanze des schönen Sommertages herniedergrüßen. Schon steht die elektrische Engadinertalbahn abfahrtsbereit. Rasch hinüber! Und weiter geht die Fahrt, dieneil wir am Fenster die lichtgetränkte Hochluft genießen und die Blicke über die sonnendurchspielten Lärchenforste hinaus zu den ewigen Bergriesen schweifen lassen. Zuoz, das stattliche Dorf mit dem Stammsitz der Planta fliegt vorüber. Aus der Ferne winken die Bergspitzen unseres unvergleichlichen Nationalparks. Unterhalb Einusfel spannt sich in enger Wabtschlucht die Punt Ota über ein kleines Bächlein. Wir sind an der Grenze von Ober- und Unterengadin, welch' letzteres sich in 54 Kilometer Länge bis nach Martinsbruck an die Tirolergrenze hinzieht. In freundlichem Wiesenplan liegt Zernez, ein schmuckes, reiches Dorf, der Ausgangspunkt der Ofenbergsstraße ins Münstertal, Absteigeort für die Besucher des